

JANNA HAGEDORN | Yogis küsst man nicht

Das Buch

Evke fühlt sich ausgeschlossen. Alle haben ihr Leben im Griff, nur sie nicht. Zwar trifft sie auf der grauvollen Firmenparty unverhofft den Vater ihrer zukünftigen Kinder, doch Chris ruft nach der ersten wundervollen Nacht nicht mehr an. Ob es daran liegt, dass Evkes Freundinnen Yoga machen und Tee trinken, während sie mit der Chiantiflasche allein dasitzt? Ist innere Gelassenheit tatsächlich der erste Schritt zu einem erfüllten Leben? Aber wie lernt man, sich selbst zu lieben? Entschlossen beschreitet Evke den Weg zur spirituellen Erleuchtung. Und droht sich im Dschungel der Yogakurse zu verlieren: von Kundalini-, Luna- oder Hatha-Yoga, wo das, was früher im Turnunterricht Kerze hieß, nun der Schulterstand ist, bis hin zu Karma-Yoga, was nichts anderes als Küchendienst bedeutet. Wie gut, dass es Sivananda gibt. Der attraktive Yogalehrer verdeutlicht Evke die vielen Wege der Spiritualität mit sehr viel Gefühl ...

Die Autorin

Janna Hagedorn ist Journalistin und war viele Jahre lang Redakteurin bei der *Petra* und arbeitet heute freiberuflich u. a. für *Freundin* und *Vital*. Unter dem Namen Verena Carl hat sie bereits sehr erfolgreich Romane und Kinderbücher veröffentlicht. Sie erhielt zweimal den Hamburger Literaturförderpreis. Janna Hagedorn lebt mit ihrer Familie in Hamburg.

JANNA HAGEDORN

Yogis küsst man nicht

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 07/2012
Copyright © 2011 sowie dieser Ausgabe 2012
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
(zuvor erschienen unter dem Titel MANTRAMÄNNER)
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
unter Verwendung einer Abbildung von © shutterstock
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2012
ISBN: 978-3-453-35665-8

www.diana-verlag.de

*Für Helen und Henri,
für das Hier und das Jetzt*

HALASANA

Der Pflug (Halasana) ist die wichtigste Stellung für alle, die langfristige Veränderungen in ihrem Leben einleiten wollen. Er ist ein kraftvoller Wegweiser in die innere Mitte.



Es war nach dem vierten Glas Wein auf Mellis Party, als ich plötzlich drei überraschend klare Gedanken hatte.

Erstens: Ich brauche dringend neue Freunde.

Zweitens: Oder ich melde mich zu einem Yogakurs an.

Drittens: Komisch, dass ich in meinem Zustand noch so klare Gedanken fassen kann.

Ich hatte auch noch einen vierten Gedanken, aber der war schon deutlich unklarer. Als Nächstes überlegte ich, ob ich mir ein fünftes Glas einschenken sollte. Damit sich der Kater am Tag danach wenigstens lohnte. Allein Wein zu trinken war deprimierend. Es gab nur eine Sache auf der Welt, die noch deprimierender war: allein auf dem Geburtstag meiner besten Freundin Wein zu trinken.

Schon als ich vorhin in Mellis Wohnung gekommen war, hatte ich es geahnt: Irgendetwas war anders als sonst. Ganz und gar anders. Aus dem Wohnzimmer drang gedämpfte elektronische Musik mit esoterischem Flötengedudel, und ein Männerchor brummelte sonor vor sich hin, Marke »Mittelalterlicher Mönch meets Meditationsgruppe«. Sehr seltsam. Sonst bevorzugte Melli eher eine Art von Musik, die auch beim Wodka-Feige-Trinken auf Après-Ski-Partys in Tirol gespielt wurde. Doch das waren noch nicht die deutlichsten Alarmzeichen. Viel schlimmer war, dass die Bierkiste in der Badewanne so einsam und unberührt dastand. Und dass in der Küche

keine Menschen waren. Partys, bei denen sich niemand in der Küche aufhielt, standen unter keinem guten Stern. Gut, ich wusste Bescheid. Melli wollte diesmal ohne Männer feiern, in einer gemütlichen Mädelsrunde. Sogar ihren Freund, die Spaßbremse Steve, hatte sie ausquartiert.

Aber nach Spaß sah der Abend trotzdem nicht aus.

»Wo sind denn deine Gäste?«, fragte ich. Melli zuckte die Achseln. Besonders glücklich sah sie nicht aus. »Die wollten mal kurz ins Internet«, flüsterte sie, »und das geht jetzt schon seit einer Stunde so.«

Als ich ins Wohnzimmer kam, blickte ich auf eine Reihe von Rücken, zwischen denen ein Computerbildschirm hervorleuchtete. In der Mitte erkannte ich Annas imposanten Rollkragen, das asymmetrische Shirt ganz rechts sah nach Nadine aus.

Das ganze Zimmer roch wie eine Reihenhaussiedlung an einem Samstagnachmittag nach dem Rasenmähen. Ich rümpfte die Nase. Grüner Tee gehörte zu den überschätztesten Getränken der westlichen Welt. Der östlichen Welt übrigens auch. Der Geruch nach frisch geschnittenem Gras war noch das Angenehmste daran. Jetzt bemerkte ich auch, dass die esoterische Musik nicht aus der Anlage kam, sondern aus den Lautsprecherboxen des Rechners.

Die Stimmung im Raum erinnerte mich ein bisschen an Weihnachten. Wenigstens an das letzte Weihnachten mit meiner Mutter. Seit der Scheidung hörte sie auch diese Art von Musik. Sogar unter dem Tannenbaum. Und statt des MP3-Players, den ich mir gewünscht hatte, hatte sie mir einen Kristall und ein Pfund Himalajasalz geschenkt. Mir, ihrem einzigen Kind.

Ich ging näher und blickte auf den Bildschirm. Nadine, Anna und die anderen hatten eine Website mit dem Foto einer amerikanischen Schauspielerin aufgerufen. Sie saß in einem seltsam verdrehten Schneidersitz und hatte ihre Arme so um sich herum verschränkt, dass sich ihre Fingerspitzen unter der Kniekehle berührten.

Diese Pose konnte nur an einer Frau gut aussehen, die sich ihre Salatrationen von ihrem persönlichen Diätberater berechnen ließ. Bei jeder normalen Frau wären in einer solchen Haltung Rettungsringe rund um die Taille zu sehen gewesen, die dem Michelinmänn-

chen alle Ehre machten. »Hollywood's favorite Yoga Blog« stand in verschnörkelten Buchstaben quer über die Seite geschrieben.

»Was macht ihr denn da?«, fragte ich. »Versucht ihr, euch mit grünem Tee zu betrinken?«

Anna wandte den Kopf und lächelte mir zu. Sie blickte so beseelt drein, als hätte ihr jemand eine Liste mit den Daten der nächsten zwanzig Tchibo-Werksverkäufe in die Hand gedrückt. Und das wollte etwas heißen. Schließlich kam sie an keiner Filiale vorbei, ohne mindestens einen pastellfarbenen Hausanzug oder eine Salatschleuder aus Edelstahl zu kaufen.

»Hallo Eyke«, hauchte sie.

Auch Nadine drehte sich jetzt um, zog mich am Ärmel zu sich herunter und knallte einen lautstarken Kuss neben mein Ohr.

»Guck mal, Sweetie«, sagte sie, »das ist die coolste Website zum Thema Yoga. Jede Menge Videofiles mit Übungen und ein richtig guter Shop. Wenn du da oben klickst, bei dem Yin- und Yang-Symbol, gibt es zum Beispiel Meditationsmusik zum Download.«

»Aha«, antwortete ich matt. So hatte sich Nadine zuletzt vor zwei, drei Jahren über eine Website mit stilvollem Sexspielzeug für Frauen gefreut. Voller Begeisterung hatte sie den Link an alle ihre Freundinnen geschickt, leider ohne weiteren Kommentar. Ich werde nie vergessen, wie ich nichts ahnend morgens um zehn im Büro die Seite öffnete und sich eine Kollektion von aquamarinblauen Delfinen in eindeutiger Form vor mir aufbaute. Blöderweise stand da gerade mein Chef hinter mir.

Berger hatte sich nicht darüber aufgeregt. Viel schlimmer. Seitdem zwinkerte er mir manchmal so wissend zu.

»Ach, fast hätte ich es vergessen«, Nadine wandte sich jetzt wieder Anna zu, »nächstes Wochenende ist noch ein Platz frei geworden bei diesem Wochenendseminar mit ayurvedischer Darmreinigung. Du weißt schon, in diesem Yogizentrum in der Heide. Falls du Lust hast ...«

»Großartig! Die sind doch sonst über Monate ausgebucht!«

Wieder dieses beseelte Lächeln bei Anna. Ich verstand überhaupt nichts mehr.

»Ich bin morgen beim Early-Morning-Mantrasingen«, sagte Nadine, »dann kann ich dich gleich mit anmelden.«

»Muss ich irgendwas Spezielles mitnehmen?«

»Du kannst dein eigenes Meditationskissen einpacken, wenn du willst. Und natürlich einen Zungenschaber.«

Anna kramte in ihrer Handtasche, beförderte ihr topmodernes Alleskönner-Handy heraus und wischte wichtig darauf herum. Dann riss sie die Augen auf wie ein Rehkitz, das vom Lichtkegel eines Geländewagens geblendet auf einer Landstraße steht. »O nein! Da kann ich ja gar nicht!«, jammerte sie. »Am Samstag ist schon dieses Gettogether vom Network junger Business-Frauen.«

Alle nickten so verständnisinnig, als hätte sie soeben gestanden, dass sie gleichzeitig von Brad Pitt und Johnny Depp um ein Date gebeten worden war. Oder meinetwegen von einem romantischen Vampir und einem sexy Werwolf.

Ich versuchte, Mellis Blick einzufangen, aber die schielte unverwandt an mir vorbei. Erst jetzt bemerkte ich, dass auch sie eine Teetasse mit sich spazieren trug. An ihrem eigenen Geburtstag.

Es gibt diese Momente, in denen sich die Dinge wie Puzzleteile zu einem Bild zusammenfügen. So wie neulich, als in der Kantine plötzlich vier Kolleginnen mit kurzärmligen Karoblüschen über langärmeligen Shirts hintereinander in der Schlange standen und ich wusste: Das ist kein zufälliger Griff in den Kleiderschrank, das ist eine Mode. Genau so war das bei Mellis seltsamer Geburtstagsparty auch.

Sicher, meine Freundinnen hatten auch früher schon mal den yogischen Sonnengruß erwähnt. Oder Poster aufgehängt, auf denen verschiedene Fingerstellungen abgebildet waren. Für den Energie-Kick made in Fernost. Trotzdem waren sie doch immer noch ziemlich normal gewesen. Ganz normale Frauen mit ziemlich normalen Jobs und einem ziemlich normalen Geschmack, die auch ohne die Segnungen der fernöstlichen Kultur gut klarkamen. Wenn man mal absah von Sushi und Sudoku.

Zuallererst war da natürlich Melli, meine beste Freundin, solange ich denken konnte. Melli, die sich als einziger Mensch auf der Welt die Namen von sämtlichen Männern gemerkt hatte, die irgendwann

meinen Ruhepuls auf mehr als fünfundsechzig Schläge gebracht hatten. Melli, mit der ich in der dritten Klasse Trinktütchen und in der achten Klasse Taschenrechner geteilt hatte. Und die mir schon vorsorglich einen Platz in der Dinosauriergruppe der »Kita Schmuddelkinder« gesichert hatte, in der sie als Erzieherin arbeitete. Nur für den Fall, dass ich eines Tages jemanden kennenlernen würde, mit dem ich Nachwuchs in die Welt setzen konnte. Wahrscheinlich hatte mein ungeborenes, ungezeugtes und ungeplantes Kind sogar schon einen eigenen Garderobenhaken.

So war Melli.

Nadine war in unserer Teenagerzeit zu uns gestoßen, und sie war immer die Wildeste von allen gewesen. Mit siebzehn war sie von zu Hause aus- und bei einem Jungen eingezogen, der behauptete, er sei Musiker. Obwohl ihn nie jemand mit irgendeinem Instrument gesehen hat, außer einer Wasserpfeife. Nadine nannte alle Frauen Sweetie und alle Männer Honey. Angeblich sogar den Referendar, der bei ihrer mündlichen Abiprüfung assistiert hatte. Nadine war das lebende Beispiel für Sex und Rock 'n' Roll, und was die Drugs betraf, hätte ich meine Hand auch nicht für sie ins Feuer gelegt.

Jetzt ging sie genauso auf die dreißig zu wie wir anderen, war aber immer noch nicht leiser. Vielleicht war ihre überdrehte Art aber auch eine Berufskrankheit. Sie arbeitete als Chemielaborantin. Wer weiß, was da an Dämpfen in der Luft lag.

Anna hatten wir schließlich auf der Busfahrt an die Costa Brava kennengelernt, die wir nach dem Abitur zusammen gemacht hatten. Jetzt arbeitete sie wie ich bei Sunny Side Reisen, als Assistentin des Marketingleiters. Ich hatte sie im Verdacht, dass sie mehr verdiente als ich, und das fand ich ungerecht. Immerhin hatte ich ihr den Job besorgt. Möglicherweise hatte sie ihren Gehaltssprung dem Karrierecoaching zu verdanken, das ihre Eltern ihr letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt hatten. Seitdem machte sie zwanghaft alles richtig: nutzte Firmenpartys zum Networking, talkte small mit dem neuen Bereichsleiter Firmendienst, trug Anzüge in dezenten Farben und setzte sich in der Kantine zur mittleren Führungsebene. Außerdem konnte sie keinen Satz mehr ohne Spezialvokabeln bilden. Ein netter

Abend beim Italiener war eine Win-win-Situation, ein gemeinsames Party-Büfett lebte von seinen Synergieeffekten.

Was machten diese drei jetzt alle miteinander auf dem Esoteriktrip?

»Was hast du denn eigentlich von Anna und Nadine zum Geburtstag bekommen?«, fragte ich Melli. Zugegeben, ein lahmer Versuch, das Gespräch wieder in normalere Bahnen zu bringen. Doch wenigstens kam ich auf diese Weise weg von Körperregionen, über die ich gar nicht so genau Bescheid wissen wollte.

Darmreinigung. Ich konnte es immer noch nicht glauben.

Nadine und Anna wechselten einen bedeutungsvollen Blick. Melli strahlte.

»Oh«, raunte sie, »stimmt, den habe ich dir ja noch gar nicht gezeigt. Wochenlang bin ich vor dem Schaufenster um ihn herumgeschlichen und habe mir überlegt, ob ich ihn mir leisten kann. Und Nadine und Anna haben ihn einfach besorgt.«

Suchend sah ich mich im Zimmer um und schämte mich gleichzeitig ein bisschen. Da hatte ich wohl etwas nicht mitbekommen. Was war das Objekt der Begierde, für das Melli schon so lange schwärmte? Ein schöner Schal? Ein Fünfziger-Jahre-Toaster vom Trödler?

»Da drüben auf der Fensterbank«, Melli zeigte in die Ecke, »ist er nicht wunderschön?«

Ich traute meinen Augen nicht. Im Fenster saß ein kleines, dickes Männchen mit Glatze und lachte.

»Einen Buddha?«, fragte ich entgeistert. »Der ist doch überhaupt nicht dein Typ!«

»Wie meinst du das jetzt?«, entgegnete Melli und knetete die Franzen ihres Stoffschals.

»Du stehst doch sonst eher auf Typen mit Rückenhaaren«, sagte ich und kicherte. Es war ein alter Insiderwitz zwischen uns, seitdem Melli mir einmal ihre Schwäche für alte James-Bond-Filme und ihren Hauptdarsteller gestanden hatte.

Keiner lachte mit. Sie sahen mich mit der gleichen milden Verständnislosigkeit an wie eine Reihe von Nonnen, denen man erklärte, dass der Heiland ohne Vollbart deutlich attraktiver aussähe.

»Ich meine ja bloß«, ruderte ich zurück, »ich wusste ja gar nicht, dass du neuerdings auch auf diesen ganzen Kram stehst. Yoga, Ayurveda. Ist ja schlimmer als bei meiner Mutter!«

Das machte es nicht besser. Die gefühlte Temperatur im Raum entsprach mittlerweile der eines buddhistischen Gebirgsklosters an einem bedeckten Wintermorgen. Trotz der dampfenden Teetassen.

»Ich glaube, du brauchst dringend mehr Wein«, sagte Melli schließlich und dirigierte mich in die Küche, wo sie einen Chianti öffnete. Ich schöpfte wieder Hoffnung. Bis sie mir Glas Nummer fünf einschenkte und weiter an ihrer grünen Emailleschale nippte.

»Ehrlich«, sagte ich und nahm einen tiefen Schluck. »Was soll das alles? Dieses ganze abgehobene Zeug passt doch gar nicht zu dir!«

Sie zuckte schnippisch die Achseln. »Man kann doch schließlich mal was Neues ausprobieren, oder? Und neulich, beim ›Buddha Weekend‹ in Freddy's Fitnessfarm ...«

»Wie bitte? Die machen jetzt auch noch Yoga?«

Ich prustete in meinen Wein. Ein einziges Mal war ich mitgegangen zu einem Probetraining in Mellis Studio. Eine Butze am Stadtrand, mit Schwarz-weiß-Postern von Muskelmännern im Foyer und Hänflingen auf der Hantelbank. Okay, es war günstig. Aber Yoga passte dort ungefähr so gut hin wie grüner Tee ins Vereinsheim der Hell's Angels.

»Mein Gott«, antwortete Melli genervt, »die sind halt auch offen für neue Trends. Das ist aber eher so eine Art Yoga-Workout. Ich hab jedenfalls anderthalb Kilo abgenommen, seitdem ich da zweimal die Woche hingehe.«

»Jetzt, wo du es sagst ...«, bemühte ich mich und blickte anerkennend auf Mellis Po.

Sie sah mich zweifelnd an.

»Du hast wirklich abgenommen, Melli«, bekräftigte ich meine Behauptung noch einmal. »Das sieht man vor allem in dieser Hose.«

Melli schien hart mit sich zu kämpfen. Und als gute Freundin verlor sie den Kampf. Wahrscheinlich wollte sie genauso wenig Streit anfangen wie ich. Wenn ich nicht morgen ein klärendes Gespräch führen wollte – und Mellis klärende Gespräche waren über die Stadt-

grenzen hinaus gefürchtet –, dann musste ich meinen Versöhnungskurs noch verschärfen. Und zwar deutlich.

»Weißt du was«, ich stellte mein halb volles Glas neben die Küchenspüle und legte vertraulich eine Hand auf ihren Arm, »lass uns mal wieder zu den anderen gehen. Ich möchte doch zu gern wissen, was es auf sich hat mit, äh, mit dem Zungenschaber.«

»Ach, na ja«, endlich lächelte Melli wieder, »so abendfüllend ist das ja nun auch wieder nicht.«

»Wer leitet denn deinen Yogakurs? Dein Fitnesstrainer?«, erkundigte ich mich versöhnlich und unterdrückte ein erneutes Kichern. Wahrscheinlich band sich einer der Muskelmänner einmal die Wäsche ein Batiktuch ins Haar und zündete ein Räucherstäbchen an.

»Ach«, Melli machte eine fahrige Bewegung und riss dabei fast mein Glas um, »das macht der Siv.«

»Was ist denn das für ein Name, Siv? Wo kommt der her?«

»Weiß nicht genau. Nordseeküste, glaub ich.«

»Ein Friese namens Siv? Heißen die nicht alle Hauke Petersen?«

»Na ja«, Melli fegte träumerisch ein paar Krümel von der Arbeitsplatte in ihre Hand, »eigentlich ist das ja auch nicht sein richtiger Name.«

»Sondern?«

»Sivananda.«

Ehe ich darauf antworten konnte, hatte sich Melli schon umgedreht und strebte in Richtung Küchentür. »Komm, lass uns über etwas anderes reden«, sagte sie betont munter, »interessiert dich ja nicht so.«

So konnte man das nun auch nicht sagen. Da war etwas in Mellis Gesicht gewesen, das mich sogar brennend interessierte. Eine Nervosität, die ich lange nicht mehr bei ihr gesehen hatte. Aber sie hatte die Küche bereits verlassen. Ich griff nach Glas und Flasche und trabte hinterher. Melli stand wieder im Wohnzimmer und blickte verwundert in ihre Hand. Die Küchenkrümel waren immer noch da.

Jetzt, wo ich liebend gern auf das Yogathema zurückgekommen wäre, hatte ich kein Glück mehr. Die ganze Partygesellschaft hatte sich etwas anderem zugewandt. Allerdings waren sie genau dort ge-

landet, wo ich befürchtet hatte. Im Pärchenland. Bei Pärchenangelegenheiten. Und ich dachte, wenigstens das würde mir bei einer rein weiblichen Gästeliste erspart bleiben.

Die letzten Partys hatten mich nämlich zunehmend frustriert. Spätestens dann, wenn der erste Bierkasten in der Badewanne leer geworden war und ehemalige Nichtraucher vereint auf den Balkon zogen, um in Kronkorken zu aschen. Egal, wohin man schaute: Pärchen. Pärchen feierten Pärchenpartys, hielten pärchenhaft Händchen und schauten pärchenhaft drein. Natürlich redeten sie auch nur über Pärchenthemen. Und die konnte ich allmählich mitsingen. In letzter Zeit vor allem den Smash-Hit »Wir suchen uns eine Wohnung«. Allesamt waren sie entweder gerade zusammengezogen, suchten noch die passende Bleibe oder wussten von einem anderen Paar, das gerade so etwas plante.

Das Zusammenziehen war eine Quelle unendlicher Heiterkeit, jedenfalls für alle, die nicht unmittelbar davon betroffen waren. In den Charts der besten Umzugswitze stand das Thema »persönliche Schätze« auf den obersten Rängen. Männer, so hörte ich, wollten sich nicht von ihrer Biberbettwäsche mit Fußballvereinslogo trennen, Frauen hielten eisern an ihrer Kerzenhaltersammlung fest. Außerdem besaß scheinbar jeder Mann ein Verkehrsschild, das er nach einer Sauftour mit seinen Kumpels irgendwo am Straßenrand ausgegraben hatte und das die Frauen auf keinen Fall an der Wohnzimmertür in ihrer gemeinsamen Wohnung hängen haben wollten. Und jede Frau ein rosa Plüschnilpferd, das nicht im gemeinsamen Bett schlafen durfte.

Ich hatte noch nie einen Mann mit Verkehrsschild kennengelernt. Vielleicht war das der Fehler. Vielleicht erkannte man die guten Männer ja daran, dass sie irgendwo ein Vorfahrtszeichen in ihrem Appartement hängen hatten. Irgendetwas, das zeigten mir diese Partysgespräche jedenfalls sehr deutlich, machte ich falsch. Da war es auch kein Trost, dass mir niemand verbieten konnte, mit Plüschnilpferden zu schlafen. Oder wenigstens nur ein sehr kleiner.

»Also, Durchgangszimmer gehen gar nicht«, ereiferte sich gerade eine Kollegin von Melli, »und zwei Buchsen sind auch wichtig.«

Ich wusste genau, was als Nächstes kommen würde. Gleich würde Anna wieder von ihrer hundertjährigen Wohnungssuche mit Tobi berichten. Die hatte es in sich, vor allem, weil Tobi ganz bestimmte Vorstellungen von elektrischen Anschlüssen hatte. Statt sich über Dachterrassen zu freuen oder über geschmackvoll blau-weiß gekachelte Küchen, ging er bei jeder Besichtigung mit gesenktem Kopf durch die Räume und verkündete schließlich kopfschüttelnd, dass hier leider weder die TV-DVD-Kombi noch die Anlage ihren mindestens fünfdimensionalen Sound zur Geltung bringen konnten.

»Besitzt Tobi ein Verkehrsschild?«, fragte ich unvermittelt in die Runde, und Anna sah mich verdutzt an.

»Ja! Aus Australien! Ein Krokodil-Warnschild! Und er will es unbedingt wieder an der Badezimmertür anbringen. Dabei passt es überhaupt nicht zu den Wand-Tattoos, die ich neulich entdeckt habe! Die sind wirklich schön, indische Weisheiten in Sanskrit.«

»Will jemand Wein?«, erkundigte ich mich. Es war die pure Höflichkeit. Längst war mir klar: Diese Flasche und ich, wir würden es heute Abend noch sehr lustig miteinander haben.

anuloma viloma

Anuloma Viloma, die Wechselatmung, ist eine hervorragende Technik gegen innere Unausgeglichenheit. Täglich ausgeführt, führt diese Atemübung zu einem Zuwachs an innerer Stärke und Kraft.



Melli, Nadine und Anna hatten vielleicht in letzter Zeit keinen besonders treffsicheren Geschmack. Aber eines musste man ihnen lassen, sie hatten etwas, das ich nicht hatte.

• Männer.

Melli und Anna hatten immer dieselben: Spaßbremse Steve und Technikspinner Tobi. Nadine hatte alle zwei Monate einen neuen. Die Namen merkten wir uns selten.

Mit den Männern und mir war das so eine Sache. Mit vierzehn, fünfzehn Jahren, als ich anfing, mich für sie zu interessieren, dachte ich: Das ist ganz leicht. Wichtig ist nur, wie du aussiehst und was du sagst. Eine Gleichung, für die man nicht Atomphysik studiert haben musste.

Mag sein, dass das damals sogar stimmte. Aber genau genommen waren es ja damals auch noch keine Männer, sondern picklige Kinder, die heimlich die gleichen Ratgeberseiten in den gleichen Teeniezeitschriften lasen wie wir. Mädchen sollten sich nicht zu grell schminken und eine eigene Meinung vertreten, Jungs sollten nicht vergessen, nachzufragen.

Das lernten wir auswendig wie die Zehn Gebote im Religionsunterricht. Es war ja auch weit weniger. Deshalb klappte es auch

halbwegs mit der Kommunikation bei unseren Eisdielendates: »Was fürn Film hast du in letzter Zeit gesehen?« (er), »Diesen neuen mit Brad Pitt, ich fand den aber irgendwie nicht so gut« (sie). Danach hielten wir Händchen und gingen miteinander, meistens drei Wochen lang, manchmal auch drei Monate.

Schöne, übersichtliche Zeiten.

Nur, dass irgendwann Männer wurden aus den Jungs und Frauen aus den Mädchen. Und ich begreifen musste: Das alles war gar nicht so einfach.

Es fing schon beim Aussehen an.

Mit zwanzig hielt ich es zum Beispiel für eine gute Idee, beim Ausgehen wenig mehr als die Körperteile zu bedecken, die selbst für amerikanische Stripperinnen gesetzlich vorgeschrieben waren. Da hatte ich dann plötzlich nicht nur alle drei Wochen, sondern alle drei Tage einen neuen Freund. Auch nicht das, was ich wollte. Mit zweiundzwanzig, als ich die Ausbildung bei Sunny Side Reisen beendet hatte und meinen ersten Job anfang, lief ich selbst im Nachtleben nur noch im Hosenanzug herum. Da sprachen mich manchmal Studenten an und fragten mich, ob ich nicht ein Praktikum für sie hätte. Oder ob ich ihr Bier bezahlen würde.

Jetzt, mit achtundzwanzig, hatte ich es wohl einigermaßen raus. Ich sah nicht mehr aus wie die Zweitbesetzung eines B-Movies. Und auch nicht mehr wie auf dem Cover eines Karriereratgebers. Ich wusste, was mir stand, und zwischen den Höhen und Niederungen der menschlichen Schönheit befand ich mich in einer angenehmen Mittelgebirgslage. Beileibe nicht so hübsch wie Nadine. Wenn die vorbeiging, drehten sich sogar Männer um, während sie ihre Freundin an der Hand hielten. Aber ich war auch nicht so unansehnlich, dass mich Privatsender für Shows über kosmetische Chirurgie gecastet hätten.

Das hatte sehr viel Gutes: Ich konnte es nämlich selbst ganz gut steuern, ob ich an einem Partyabend jemanden kennenlernte. Oder ob ich einfach nur allein sein wollte unter Menschen und mir dabei die Seele aus dem Leib tanzen.

Doch dann kam unweigerlich der Moment, in dem Teil zwei mei-

ner eisernen Regel in Aktion trat. Die Frage, was man sagen durfte. Und wann. Und diese Frage beantwortete ich scheinbar seit Jahren falsch.

Jedenfalls dauerten meine Beziehungen noch immer nicht deutlich länger als mit vierzehn. Und allmählich fragte ich mich, ob es an mir lag, dass ich allzu häufig ein hektisches »Ich ruf dich an« von verschiedenen Kerlen gehört hatte und dann nie wieder etwas. Gegen diese Selbstzweifel half auch Mellis Der-hat-dich-doch-gar-nicht-verdient-Mantra nicht mehr so richtig.

Dabei hatte ich mir die ganz großen Klopper in den letzten Jahren ja schon verkniffen. Vor allem diese leidige Angewohnheit mit den Babys. Jedes Mal, wenn ich einen Mann toll fand, musste ich zwanghaft darüber nachgrübeln, wie wohl unser gemeinsames Kind aussehen würde. Es war immer eine entzückende Vorstellung, selbst wenn der Mann eine Nase vom Ausmaß eines Airbus 320 hatte. Manchmal suchte mein Hirn auch schon einen Namen für das Baby aus, ehe ich mich überhaupt einmischen konnte. Dann dachte ich an den kleinen Finn, während ich einen Kerl anschnauzte. Oder an die entzückende Emily. Ich konnte nichts dafür, es war eher wie eine innere Warnblinkanlage, die mir signalisierte: Vorsicht, Gefühl im Spiel!

Nur blöd, dass mir das ständig passierte.

Ein einziges Mal hatte ich vor Jahren den Fehler gemacht, meine Gedanken mit einem Mann zu teilen. Selber schuld, fand ich hinterher. Schließlich hatte er sich innig auf dem Sofa an mich geschmiegt und gefragt, was ich gerade dachte. Diese Frage hat er danach wahrscheinlich nie wieder einer Frau gestellt. Jedenfalls, als ich anfang, ihm ein Baby mit seinen hübsch geschwungenen Augenbrauen und meinen runden Ohren zu beschreiben, hatte er plötzlich noch einen ganz dringenden Termin.

Jahrelang hatte ich danach nichts mehr von ihm gehört, bis ich zufällig hörte, dass er ausgerechnet in die vegane WG von Mellis Bruder eingezogen war. Außerdem fand Melli heraus, dass der Kerl schon lange eine feste Beziehung hatte.

Mit einem Mann.

Das gab mir dann doch zu denken. Nicht etwa, weil ich ein Problem mit Schwulen hatte. Aber der Gedanke ließ mich nicht los, dass mein Baby-Bekenntnis irgendwie daran schuld war. Einfach zu viel geballte Weiblichkeit. Jedenfalls habe ich danach nie wieder von Babys angefangen.

sarvangasana

Der Schulterstand (Sarvangasana) führt zu körperlicher, seelischer und geistiger Ganzheit. Wie alle Umkehrstellungen gibt er eine neue Perspektive auf das Leben und hilft, Unabänderliches zu akzeptieren.



Am Morgen nach Mellis Party öffnete ich gegen halb zwölf die Augen und bereute es sofort. Es gab nichts zu sehen. Wenigstens nichts Interessantes. Ich wankte ins Wohnzimmer. Auch nicht besser. Der Ficus auf der Fensterbank ließ melancholisch ein Blatt fallen. Unter einem Schwarz-weiß-Poster vom Empire State Building stand das blaugeblümete Stoffsofa und sah unglücklich aus. Manchmal fragte ich mich, wann es seine Sachen packen und mich verlassen würde. Es hätte allen Grund gehabt, denn ich war nicht nett zu ihm. Ich glaube, wirklich gegessen hatten auf ihm zuletzt Melli und Nadine, nachdem sie mir beim Umzug geholfen hatten. Damals war Gerhard Schröder noch Bundeskanzler gewesen. Seitdem hatten die blauen Blumen kein Tageslicht mehr gesehen, sondern nur noch Gerümpel von unten. Beihefter aus Fernsehzeitschriften, T-Shirts, die für den Wäschekorb zu sauber und für den Schrank zu schmutzig waren, drei italienische Visitenkarten und ein Laptopkabel.

Ich fegte die Stapel beiseite, ließ mich auf das Sofa fallen und machte die Augen wieder zu. Das war auch keine gute Idee. Eine Horde ungepflegter Kobolde tanzte Pirouetten zwischen Hirnrinde und Mandelkern. Oder wo man in einem verkaterten Kopf eben so tanzen konnte.

Musik. Mit Musik konnte es nur besser werden. Ich öffnete die

Augen halb, das schien mir ein guter Kompromiss. Dann drückte ich probetalber auf einen Knopf der Fernbedienung. Nichts passierte. Nach einer gefühlten halben Stunde kam ich schließlich auf die Idee, die Fernbedienung einfach umzudrehen. Brav sprang das Radio an. Ging doch. »Julia said«, schmalzte es aus den Boxen, und ich setzte mich vorsichtig auf. Nicht dass es mich besonders interessierte, was Julia zu sagen hatte. Aber gemein war's, dass solchen Frauen Lieder gewidmet wurden, und alles nur wegen ihrer Namen. Julia. Angie. Sogar Mandy. Die Glücklichen. Mir würde schon allein deshalb keiner einen Song schreiben, weil mein Name sich nicht gut sang. Und sich nichts auf Evke reimte.

Das Sitzen klappte schon mal ganz gut. Dann konnte ich ja vielleicht doch ganz aufstehen. Ich ignorierte das hämische Gelächter der Kopfkobolde und hievte meine Beine über die Sofakante, eines nach dem anderen und sehr vorsichtig, als handelte es sich um Pakete mit zerbrechlichem Inhalt. Dann schlappte ich zur Kochnische.

Wenn das Sofa schon deprimiert war, dann war die Kaffeetasse neben der Spüle ein ausgewachsener Selbstmordkandidat. Melli hatte sie mir mal aus den USA mitgebracht, »I love New York«, mit einem großen roten Herzen zwischen »I« und »New York«. Leider war das Herz weniger spülmaschinenfest als der Rest der Schrift und deswegen unlängst verblichen. Seitdem wusch ich die Tasse mit der Hand. Als ob das noch etwas genützt hätte. Was für ein trostloser Tag. Und wenn ich an den Abend dachte, wurde meine Laune auch nicht besser. Im Gegenteil.

Der gestrige Abend war schon verschwendete Zeit gewesen, und ausgerechnet heute, am Samstag, fand auch noch die alljährliche Sunny-Side-Party in der Kantine unserer Firmenzentrale statt. Ich würde mir stundenlang die sambatanzende Trulla aus der Lohnbuchhaltung anschauen müssen und meinen Chef, der sich unheimlich wild und verboten fühlte, weil er sich eine Sonnenbrille ins Haar geschoben hatte. Anna behauptete, die Sonnenbrille wäre ein Implantat, aber ich wusste es besser. Ich hatte ihn auch schon ohne gesehen, wenn auch nicht oft. Der Abend würde ein Trauerspiel werden, in mindestens fünf Akten und selbstverständlich unbezahlt. Na denn prost!

Ich verbrachte den ganzen Tag damit, zwischen Dauerwerbese-
ndungen im Fernsehen hin- und herzu- und herzu- und herzu- und
keine Lust auf den Abend zu haben. Eine erstaunlich zeitraubende Kombination.
Irgendwann landete ich aus Versehen auf einem öffentlich-rechtlichen
Kanal und erblickte den Countdown zur Tagesschau. Als ich eine
halbe Stunde später den Bus bestieg, fühlte ich mich, als sei ich auf
dem Weg zum Nachsitzen.

Wer fuhr schon freiwillig am Samstagabend ins Büro? Millionen-
schwere Investmentbanker vielleicht. Bei meinem Kontostand war
das Ganze eine Zumutung. Allein deshalb, weil wegen der allge-
meinen Sparwut das Catering mit jedem Jahr schlechter geworden war.
Früher hatten Anna und ich unseren Unmut wenigstens mit einem
Thai-Büfett besänftigen können. Letztes Jahr hatte es nur noch
Würstchen, Kartoffel- und Krautsalat mit Speckwürfelchen gegeben.
Was wohl diesmal übrig bleiben würde? Wahrscheinlich nur noch
der Krautsalat. Ohne Speckwürfelchen.

Ich bummelte durch die ausgestorbene Fußgängerzone und hielt
bei jedem Schaufenster an. An der nächsten Ecke erwartete mich das
vertraute Gegröle der Einkaufszentrumpunks, die auf einem Mäuer-
chen saßen und ihr Feierabendbier tranken. Samstag war ihr wö-
chentlicher Hauptsaison- und Schnorren, weil dann besonders
viele von diesen verschreckten Vorort-Muttchen in ihren beigen Ja-
cken unterwegs waren. Die trauten sich einfach nicht, Nein zu sagen.
Für die Punks gab es dann abends eine Party, und die letzte Dose
opfereten sie gemeinsam dem Haarstyling der nächsten Woche.

Der Leierkastenmann, der sonst vor dem Einkaufszentrum stand,
hatte Gott sei Dank schon Feierabend gemacht. Letzten Sommer
hatte er mich mit seinem weithin hörbaren Gedudel so weit gebracht,
dass ich nachts von *Lili Marleen* träumte. Es waren keine angeneh-
men Träume gewesen.

Als ich das Bürogebäude betrat, roch es verdächtig nach Jugendher-
bergsküche. Und damit nicht genug, drängelte sich auch noch Ilona
Patricia Seitermann, genannt IPS, direkt hinter mir in die Drehtür.

IPS war unsere Pressesprecherin. Außerdem war sie schwanger.
Auf ihrer Visitenkarte stand nur das Erste, doch je mehr sie an Um-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Janna Hagedorn

Yogis küsst man nicht
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35665-8

Diana

Erscheinungstermin: Juni 2012

Eine hinreißende Komödie über Yoga, Liebe und die anderen Dinge des Lebens

Evke ist unfreiwillig Single und nach einem One-Night-Stand mit Chris ein Nervenbündel. Da hilft nur noch Yoga, sagen die Freundinnen, die alle schon erleuchtet sind. Und tatsächlich: Nach einigen tiefen Ommms im Lotussitz kann Evke loslassen — bis sie ihren Yogalehrer Sivananda näher kennenlernt, den Mantramann im Flatterhemd ...



Der Titel im Katalog